



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Just in den Tagen der Hochzeitsfeier des Kronprinzen in Berlin ging ein freudiges Mäuschen durch den deutschen Blätterwald: Herr Delcassé hatten seine französischen Ministerkollegen den Hals gebrochen. Bald wurde bekannt, daß Herr Rouvier Gelegenheit genommen hatte, sich über die zwischen Deutschland und Frankreich durch die marokkanische Angelegenheit entstandne Differenz persönlich zu informieren, und daß er, nachdem er den Stand der Dinge erfahren, nicht geögert hatte, den Rücktritt Delcassés herbeizuföhren, und zu erklären, daß Frankreich nichts ferner liege, als um Marokkos willen in einen Konflikt mit Deutschland zu geraten. Der nach Berlin entsandte französische General La Croix wurde von Kaiser Wilhelm mit großer Auszeichnung behandelt, kurzum, schwerlich hätte man in der auf die Hochzeitsfeier folgenden Woche für möglich gehalten, daß sich das Bild binnen acht Tagen wieder vollständig verwandeln könne. Man las von so häufigen Unterredungen zwischen dem deutschen Botschafter und dem französischen Ministerpräsidenten, daß die Annahme, die marokkanische Angelegenheit sei auf dem besten Wege freundlicher und versöhnlicher Erledigung, durchaus gerechtfertigt schien. Allerdings wird in der öffentlichen Meinung Deutschlands, die sonst einig ist, daß Marokko keinen Kriegsgrund abgeben könne, noch zu wenig mit den Verhältnissen gerechnet, die Herrn Rouvier umgeben. Als alter Finanz- und Börsenmann ist Herr Rouvier der Sentimentalität in Geschäften wenig zugänglich, auch des politischen, zu tun haben. Daher die kurz angebundene und energische Beseitigung seines „auswärtigen“ Kollegen. Aber Delcassé hat Freunde, auch in der Kammer, ganz abgesehen davon, daß er der Mann König Eduards und der willigste Agent war, den England seit langer Zeit in Paris gehabt hat. Um so mehr muß Rouvier darauf sehen, daß er mit einem Erfolge, nicht mit einem Zurückweichen Frankreichs, vor die Kammer treten kann.

Der englische Einfluß in der französischen Politik spielt dabei eine große Rolle. Der britische Botschafter in Paris macht, ebenso wie seine Kollegen in andern Hauptstädten, aus seiner Antimosität gegen Deutschland kein Geheimnis und bestärkt die französische Regierung in ihrer begreiflichen Abneigung, die auf Grund des englisch-französischen Abkommens gemachten Reformvorschläge, und damit indirekt dieses Abkommen selbst, vor das Forum einer internationalen Konferenz zu ziehn. England hat in seinem Traktat mit Frankreich, den Herr Rouvier uns — zum erstenmal — amtlich mitgeteilt zu haben scheint, großmütig etwas verschenkt, was ihm nicht gehörte, und Herr Delcassé wollte nun durch seine „Reformvorschläge“ dem Sultan das Neg über den Kopf werfen und ihn „tunisifizieren“, d. h. Frankreich gegenüber in die Rolle des Bey von Tunis bringen. Von französischer Seite möchte man geltend machen, daß die Position in Marokko doch wesentlich anders gedacht sei als die in Tunis, die ja zudem ausdrücklich die Zustimmung Deutschlands erhalten habe. Diese Zustimmung hat Bismarck seinerzeit dem Grafen Saint-Ballier erteilt in der Hoffnung, die Stellung des Kabinetts Freycinet, das sich für Deutschland friedlich und freundlich erwies, zu stärken; auch mochte es ihm nützlich erscheinen, den Beschäftigungs- und den Betätigungsdrang des reorganisierten französischen Heeres nach Afrika und nach Asien zu verlegen. Außerdem hatte Deutschland in Tunis keinerlei Interessen, die gegenüber der Gewinnung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu Frankreich irgend in die Wage fallen konnten, noch weniger vertragsmäßige Rechte, für deren Erhaltung es eintreten mußte. Deutschlands Zustimmung zu der Expedition nach Tunis läßt sich somit auf die geplante pénétration pacifique in Marokko weder anwenden noch übertragen. Für den Zug nach Tunis wurde Deutschlands Zustimmung im voraus eingeholt, sodaß Bismarck einst dem Verfasser dieser Zeilen auf einem von hohen Tannen umsäumten Wege im Park von Friedrichsruh sagen konnte: „Auf diesem Wege habe ich den Franzosen die Erlaubnis zur Expedition nach Tunis gegeben“ (Graf Saint-Ballier war zu diesem

Zweck nach Friedrichsruh gekommen), obwohl Deutschland in Tunis keine oder doch nur minimale Interessen hatte.

Marokko dagegen, dessen völkerrechtliche Stellung Gegenstand einer internationalen Abmachung ist, und wo Deutschland außerdem eine stattliche Summe von Interessen und dazu vertragsmäßige Rechte hat, ist einfach zum Handelsobjekt zwischen Frankreich und England gemacht worden, ohne daß Deutschland auch nur nachträglich amtlich davon in Kenntnis gesetzt worden wäre. Es hat vielmehr offenbar die Absicht bestanden, Deutschland hierbei als *quantité négligeable* zu behandeln, eine Probe darauf zu machen, was Deutschland sich wohl bieten lasse. Hätte die deutsche Regierung zu diesem Vorgehn geschwiegen, so würde sie die Folgen davon sehr bald in allen Teilen der Erde, vor allem in Europa selbst, zu spüren bekommen haben. Aufmerksamere als unsre Herren Nachbarn vorausgesetzt haben, folgte Deutschland ihrem Spiel. Der lang erwartete und vortrefflich benutzte Augenblick zum Eingreifen war gekommen, als Frankreich dem Sultan als „Mandatar Europas“ gegenübertrat, und der Sultan sich an den deutschen Vertreter mit der Frage wandte, ob das richtig sei, und ob Deutschland demgemäß auf seine Vertragsrechte verzichte? Die Antwort gab Kaiser Wilhelm persönlich in Tanger, nicht als „Ferientourist“, wie englische Blätter meinten, auch nicht zum Zweck eines persönlichen Vergnügens, sondern als Deutscher Kaiser mit festen und bestimmten Zielen im Auge. Marokko, das die Franzosen unter Nichtachtung deutscher Rechte und Interessen in die Tasche stecken wollten, trug fortan die deutsche Kaiserspur.

Das Deutsche Reich hat zugestanden, daß Frankreich durch seine lange algierisch-marokkanische Grenze gewisse Rechte in Marokko hat, zumal in den Grenzdistrikten, wengleich feststeht, daß die Unruhen, über die sich Frankreich beklagt, und auf die es seinen Anspruch zum Eingreifen begründet, ebenso von französischer Seite unterstützt werden, wie die französischen Behörden in Algier dem Sultan die Durchfuhr von Waffen und Munition erschweren, deren er zur Niederwerfung des Aufstandes und zur Erhaltung der Ruhe bedarf. Gleich den historischen „Räuberbanden“, die in Zentralasien jedesmal auftauchten, wenn Rußland den Augenblick für gekommen erachtete, seine Grenzen weiter vorzuschieben, und in deren Verfolgung es vom Kaspiischen Meere bis zum Pamir gelangt ist, sind die Rebellen gegen den Sultan die Schrittmacher des französischen Reformprojekts. Die Verstimmung darüber in Fes war während der letzten Wochen so groß, daß der Sultan bereit war, die dortige französische Militärmission zu entlassen und deutsche Instrukteure für sein Heer zu erbitten, ein Antrag, dem Deutschland sich versagt hat, um den Gegensatz zu Frankreich jetzt nicht noch zu vertiefen und die französische öffentliche Meinung nicht durch das Gespenst eines „Algier bedrohenden marokkanischen Heeres unter deutscher Führung“ aufzuregen. Verdient hätten sie. Deutschland hat sich im Gegenteil bereit erklärt, unter Wahrung der Souveränität des Sultans Frankreich die Zukunft in Marokko offen zu lassen, soweit unsre Rechte und Interessen sowie die Würde des Deutschen Reichs dabei zur Geltung gelangen. Herr Rouvier ist darüber noch vor dem Sturze Delcassés von deutscher Seite vergewissert worden, er hatte somit die hündigste Zusage, die er für die Annahme der Konferenz nur wünschen konnte. Vorschläge für die Konferenz selbst zu machen, wie man das in Paris verlangt, ist Deutschland nicht berufen. Das ist Sache des Sultans, der zu der Konferenz eingeladen und als deren Aufgabe auch schon ausdrücklich bezeichnet hat: 1. die französischen Reformvorschläge der heutigen völkerrechtlichen Stellung Marokkos anzupassen, 2. die Durchführung der zu beschließenden Maßnahmen sicherzustellen. Es ist bisher nicht bekannt geworden, ob die französische Regierung für nötig oder nützlich gehalten hat, ihre dem Sultan überreichten Reformvorschläge in Berlin amtlich mitzuteilen. Was von dem Inhalt der Rouvierischen Note bisher bekannt geworden ist, gibt über diese Frage keinen Aufschluß, doch muß das als selbstverständlich vorausgesetzt werden, wenn Frankreich von Deutschland Vorschläge für die Konferenz verlangt, die doch nur an das französische Projekt anknüpfen können.

Von der Zustimmung zu den deutschen Vorschlägen scheint Herr Rouvier die

Beschickung der Konferenz abhängig zu machen. Er war nicht schlecht beraten, daß er seine Note an Deutschland einer Anzahl anderer Mächte mitteilen ließ, die schon aus Höflichkeit nicht umhin konnten, sie „maßvoll und versöhnlich“ zu finden. Er hat wie ein gewandter Schauspieler durch einen geschickten Trick den Beifall des Publikums gegenüber seinen Rivalen im voraus auf seine Seite zu bringen gesucht. Jedoch das Stück ist noch nicht aus, und wer zuletzt lacht, lacht am besten. Das Spiel durch gegenseitiges Ballzuwerfen in die Länge zu ziehen, um den Franzosen das Benefizium des interim aliquid sit zuzuwenden, ist Deutschland nicht geneigt. Auf deutsche Vorschläge, über die dann endlos diskutiert werden kann, ist somit nicht zu rechnen, auch über die Vorschläge, die der Sultan nun etwa machen sollte, wird Deutschland außerhalb der Konferenz schwerlich in Erörterungen eintreten. Das hieße ebenso der Konferenz und ihrer Arbeit vorgreifen, wie die souveräne Stellung des Sultans ignorieren. Es ist also nicht anzunehmen, daß beide Mächte vor der Konferenz zu dem Einvernehmen gelangen, das vielleicht möglich gewesen wäre, wenn Frankreich vor Jahresfrist den Vertrag mit England und zugleich seinen Reformplan in Berlin mitgeteilt hätte, bevor es in Tes an die Arbeit ging. Jetzt hat Deutschland seinen grundsätzlichen Standpunkt genommen, den es über die Zusage hinaus, daß Frankreichs Zukunft in Marokko innerhalb gewisser Grenzen offen bleiben soll, nicht aufgeben kann. Vorausichtlich wird ja der Sultan an Stelle einer ausschließlich französischen Reform eine internationale vorschlagen; es wäre ein großer Fehler der französischen Politik, wenn sie die bekannten zwei Tauben auf dem Dache der einen Taube in der Hand vorziehen sollte. Weder der Kammer noch der öffentlichen Meinung Frankreichs kann das als ein Rückzug erscheinen, nachdem dort alle Welt darüber einig war, Herrn Delcassés Politik zu verurteilen.

Herr Rouvier wird seinen Weg hoffentlich finden, wenn er auf seinen eignen praktischen gesunden Menschenverstand und nicht auf die Delcassésche Tradition der Beamten seines Ressorts oder auf die Kolonialfanatiker der Kammer hört. Was England anlangt, so wird sich Herr Rouvier aus der Tatsache, daß die englische Regierung erklärt, sie werde ihre Entschliebung über die Konferenz von dem Ergebnis der jetzigen deutsch-französischen Verhandlungen abhängig machen, während der Botschafter in Paris dort gegen die Konferenzidee arbeitet, sicherlich seinen Vers machen. War er es doch, der im „Temps“ ankündigen ließ, Frankreich werde sich nicht dazu hergeben, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Es ist begreiflich, daß die nicht wegzuleugnende Tatsache einer Spannung mit England, die ebenso in den Beziehungen der beiden Höfe wie in dem Verhalten der englischen Diplomatie und der englischen Presse zutage tritt, die Blicke in Deutschland immer wieder auf die Flotte lenkt. Die Engländer, die die deutsche Flotte als eine Gefahr für Großbritannien ausschreien, arbeiten bewußt oder unbewußt mit maßlosen Übertreibungen. Vorläufig ist eine deutsche Flotte erst in minimalen Anfängen vorhanden. Unter den 38 Linienschiffen, die wir dereinst nach dem Flottengesetz haben sollen, sind 13 alte Klassen: der Badenklasse (mit Einschluß der Oldenburg 5) und der Agirklasse (8), die der schweren Artillerie moderner Linienschiffe gegenüber kaum für Küsten- und Hafenverteidigung anzusprechen sind. Nr. 38 fehlt noch gänzlich und kommt erst 1906 auf den Stapel. Von den vorhandenen 24 Linienschiffen gehören 4 der veralteten Brandenburgklasse an, 10 Schiffe der Kaiserklasse und der Wittelsbachklasse stehen nicht auf der Höhe in Artillerie, Panzerung und Kohlenfassungsvermögen. Nur die 10 Schiffe der Braunschweigklasse und der im Bau begriffnen Deutschlandklasse nähern sich in Displacement und Panzerung den modernen großen Linienschiffen der andern Mächte; in der schweren Artillerie leider auch noch nicht, da sie den 30-Zentimetergeschützen jener nur 28-Zentimetergeschütze entgegenzusetzen haben.

Der Wunsch aller derer, die Herz und Verständnis für die Flotte haben, geht somit natürlicherweise dahin, die vierzehn falschen Figuranten sobald als möglich durch erstklassige Linienschiffe ersetzt zu sehen, die es in Bewaffnung, Schnelligkeit, Panzerung und Kohlenfassungsvermögen mit den neuen Schöpfungen der andern

Großmächte aufnehmen können. Der Beschleunigung dieses Baues stehn aber leider die Finanzen im Wege, auch bedürfen unsre Dock- und Hafengebauten zuvor noch mancher Vervollkommnung. Der Preis eines solchen modernen großen Linien Schiffes erreicht die Höhe von 30 Millionen Mark, also würden vierzehn Schiffe (13 und 1) gleich 420 Millionen Mark kosten. Der Preis großer Panzerkreuzer bleibt wenig dahinter zurück, sodaß die für den Herbst schon von der Regierung angekündigten sechs großen Panzerkreuzer auch noch 180 Millionen Mark fordern, es müßten also 600 Millionen Mark zur Verfügung gestellt werden, um diese Schiffszahl bis zum Jahre 1912 fertig zu Wasser zu bringen, wenn jährlich ihrer vier auf den Stapel gelegt werden.

Nun kann man ja sagen, daß es richtig wäre, Linien Schiffe bei ihrer fünf- und zwanzigjährigen Lebensdauer mit Hilfe von Anleihen zu bauen, die innerhalb fünf- und zwanzig Jahren amortisiert werden müssen; es wäre vielleicht sogar rationell, die von Jahr zu Jahr in das öffentliche Leben hineinwachsende Generation an diesen Lasten voll teilnehmen zu lassen. Aber das alles ist so eng mit der Gesamtlage der Reichsfinanzen verknüpft, daß sich solche Fragen nur im Zusammenhange mit der Reichsfinanzreform regeln lassen. In der Sache selbst werden bei allen, die Verständnis für die Flotte haben, kaum zweierlei Meinungen vorhanden sein. Insofern könnte man dem Inhalt einer Schrift des Grafen E. Reventlow, Kapitänleutnants a. D., im wesentlichen zustimmen, die den Titel führt: „Deutschland in der Welt voran?“ und marinetechnisch tatsächlich nichts Neues beibringt, sondern eben nur Forderungen aufstellt und versichert, die eigentlich in jedermanns Munde sind, der von diesen Dingen etwas versteht. Um so bedauerlicher ist das angefügte „Schlußwort,“ das im gewöhnlichsten Bierbankkräsonnier-ton die deutsche Politik angreift. Was soll es zum Beispiel heißen, wenn der genannte Autor schreibt: „... Aber immerhin wird uns die Flotte vor dem Schlimmsten bewahren, wie uns die Armee im Laufe der letzten Jahre trotz unsrer Politik (!) vor Schlimmerem bewahrt hat.“ Man darf fragen: bei welcher Gelegenheit? Wer solche Behauptungen öffentlich aufstellt, muß doch wenigstens den Schein eines Beweises versuchen, sonst bleibt es Gewäsch. Dieser Versuch ist aber in keiner Weise gemacht worden. Derselbe Autor, der einen bedeutenden Aufwand für die Flotte wünscht, ist darüber beunruhigt, daß „die Flottenleistungen des Zentrums wieder erkaufte (!) werden sollen.“ Seine Naivität in politischen Dingen, wenn dieser Ausdruck noch zutrifft, geht so weit, daß er die Kampfsparole: Gegen den Ultramontanismus! ausgegeben sehen möchte. „Ich fürchte, daß dieses Ziel, für das wir einen Konflikt mit Freuden in Kauf nehmen würden, sich in utopischer Ferne befinde. Das Verhältnis des Kaisers zum Katholizismus läßt es schon als unmöglich erscheinen.“ Er wirft also Ultramontanismus und Katholizismus in einen Topf — und mit solchen Deuten soll in einem Reiche Politik gemacht werden, dessen Bevölkerung zu mehr als einem Drittel aus politisch fest organisierten Katholiken besteht!

Weiter sagt er: „Die Stellung des Reichskanzlers zur Flottenfrage ist auffallenderweise bis jetzt wenig klar! Wer hat denn die beiden ersten Flottengesetze durchbringen helfen? Ohne die nachhaltige Unterstützung des damaligen Staatssekretärs Grafen Bülow würde das dem verdienten Staatssekretär der Marine kaum gelungen sein. Geradezu unsinnig und widerlich berühren aber Behauptungen wie die, daß wir uns „dank der Haltung unsers Auswärtigen Amtes bezüglich einer künftigen Flottenvermehrung England gegenüber in der Lage eines Untergebenen oder Dienftboten befinden.“ Sogar ein mißvergnügter Deutscher sollte zu stolz sein, solches Zeug drucken zu lassen. Vermag Graf Reventlow das zum Schiffbau nötige Geld durch den Reichstag aufbringen zu lassen, wozu der Kampf „gegen den Ultramontanismus“ zurzeit freilich kaum der geeignete Weg sein dürfte, es sei denn, daß Graf Reventlow zugleich auch die Beseitigung des allgemeinen Stimmrechts — zwei Herkulesarbeiten auf einmal — unternähme, der Reichskanzler würde sich schwerlich auch nur eine Stunde befinnen, die 600 Millionen dem Staatssekretär der Marine zu überweisen, und dieser kein Bedenken tragen, sie zu verwenden. Würde Graf Reventlow erst das Geld beschafft und dann seine Schrift verfaßt haben, er hätte sich damit mehr Dank und mehr Ehre verdient.

g

Das Nachleben des Hans Sachs vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert. Unter diesem Titel ist 1904 bei Otto Harrassowitz in Leipzig eine wertvolle Untersuchung zur Geschichte der deutschen Literatur von Ferdinand Eichler (Preis 5 Mark) erschienen. Erich Schmidt sagt einmal: „Die Geschichte des Dichtwerks schließt mit der Darstellung seines Nachlebens.“ Dieses Nachleben einzelner Dichtungen und Dichter ist bisher nicht genügend erforscht worden, und doch gehören solche Arbeiten zu den wichtigsten Aufgaben der literarhistorischen Wissenschaft. Schon mancher mag sich mit dem Wunsche getragen haben, zu ergründen, wie Hans Sachs, der größte deutsche Dichter des Reformationszeitalters, auf die deutsche Literatur, vor allem die der spätern Jahrhunderte, gewirkt hat, inwieweit sein Andenken im Wandel der Zeit lebendig geblieben ist, und wie man ihn bis heute beurteilt hat, ist aber vor der Schwierigkeit, das weitausschauende Thema erschöpfend zu behandeln, zurückgeschreckt. Eichler hat nun die Aufgabe nach langjährigem unermüdetem Studium nahezu mustergültig gelöst. Seine Leistung ist um so höher einzuschätzen, da fast gar keine Vorarbeiten*) vorhanden waren.

Es ist hier nicht am Platze, ausführlich über die von dem Verfasser gewonnenen Resultate zu berichten; gesagt sei nur, daß Eichler im Gegensatz zu frühern Behauptungen andrer ein ununterbrochenes Nachleben des Hans Sachs festgestellt hat. Der erste Abschnitt behandelt den Zeitraum vom Tode des Dichters (1576) bis zu dem Erscheinen des Dpißschen „Buch von der deutschen Poeterey“ (1624), mit dem ein dem Andenken des Nürnberger Meistersängers schädlicher Geist aufkam. Gryphius verspottete, wie wir im zweiten Abschnitt „Von Dpiß bis Gottsched“ erfahren, im „Peter Squenz“ (1657) das handwerksmäßige Dichten der Pritschmeister oder Jahrmarktsimprovisatoren; da die Renaissancepoeten zwischen diesen und den Meistersängern keinen Unterschied machten, und Hans Sachs als deren Haupt galt, war auch er mitgetroffen. Einen Nachfolger fand Gryphius in Christian Weise, der in dem „Lustspiel von Einer zweysachen Poeten-Zunft“ seinen Hohn über den Meistersang ergoß, einem Stück, das meines Erachtens eine gewisse Verwandtschaft mit Richard Wagners „Meistersingern von Nürnberg“ zeigt. Wenn wir in Weises Lustspiel die Worte des Zunftmeisters Trus vernehmen: „Ich bleibe bey Hans Sachsen, denn mein Herz im Leibe lacht mir, wenn ich sehe, wie er sein Gedichte so artig beschließen kann:

Daß Glück und Segen auferwachs,
Einen guten Abend wünscht uns Hans Sachs,“

so ist es uns, als hätte Richard Wagner diese Stelle im Sinne gehabt, wo er Beckmesser ähnlich über die stereotype Schlußformel des Schusters spotten läßt:

Immer bei Sachs,
Daß den Reim ich lern von „blüh und wach“.“

Noch aus andern Gründen vermute ich, daß der belehnte Bayreuther Meister das Dpiß seines Landsmanns gekannt hat. Der Höhepunkt der Verachtung des Hans Sachs war am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der literarische Streit, der sich in Hamburg abspielte. Kobersteins Behauptung, der Nürnberger Dichter sei von der Mitte des siebzehnten bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur ein Gegenstand des Spottes und der Mißachtung gewesen, weist Eichler als unrichtig zurück. Besonders die Gelehrten haben in dieser Zeit viel Verständnis für Hans Sachs bewiesen und sein Nachleben zu fördern gesucht; zu nennen sind da Schottel, Morhof, Wagenheil und besonders Thomafius. Im dritten Abschnitt schildert der Verfasser, wie Gottsched, der verdienstreiche Reformator unsrer

*) Die einzige, die in Frage kommt, ist die von Albert Richter: „Hans Sachsens Fortleben im 17. Jahrhundert“ (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 3. Folge, 3. Band [Berlin, 1893], Seite 355 bis 374). Einen Auszug veröffentlichte der Verfasser in den Grenzboten, 1894, Jahrgang 53, 4. Quartal, Seite 373 bis 378.

Literatur, diese Bestrebungen fortsetzte, und wie der alte Volksdichter auch in die Fehde zwischen Gottschedianern und Schweizern hineingezogen wurde. Hier hätten die Verse des Freiherrn von Cronegg zitiert werden können:

Der Himmel weiß es nur, was man nach eurem Tode
Für ein Thorheit liebt. Hanns Sachs ist nicht mehr Mode:
Er war es, und wer weiß, ob nicht in künftiger Zeit
Ein Criticus noch kömmt, der dem auch Weihrauch streut?

Der vierte Abschnitt behandelt die Wiederbelebung des Hans Sachs durch Goethe und Wieland und charakterisiert die Stellung, die andre große Geister des achtzehnten Jahrhunderts, wie Lessing, Herder usw., dazu einnahmen. Das letzte Kapitel, „Die Romantiker. Nachklänge im 19. Jahrhundert,“ hätte ich ausführlicher gewünscht. Goethes Aufsatz über Kolbes Transparentbilder zu „Hans Sachsens poetischer Sendung“ (1816) durfte nicht übersehen werden, auch wäre es nötig gewesen, Hans Sachs in der Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts eingehender darzustellen. Deinhardsteins schwaches Stück hat nicht wenig dazu beigetragen, die Gestalt des Nürnberger Poeten volkstümlich zu machen; in etwa fünfzehn Jahren erschienen fünf Auflagen, es wurde in fünf fremde Sprachen übersetzt und auf achtunddreißig Bühnen aufgeführt. Gar nicht genannt ist in Eichlers Buch das „dramatische Gemälde“: „Hans Sachs oder Dürers Festabend“ von F. W. Gubitz. Es ist bemerkenswert, daß das unbedeutende Stückchen, das am Dürerfest auf dem Königsstädtischen Theater in Berlin gegeben und später mehrmals wiederholt wurde, das Bestreben verrät, das Andenken Hans Sachsens nicht durch den allgemeinen Ruhm eines Birtheimer und Dürer beeinträchtigen zu lassen. Erwähnt sei auch das bei Eichler ebenfalls fehlende, von Gyrowetz komponierte romantisch-komische Singspiel „Hans Sachs,“ dessen Verfasser unbekannt ist. Durch Deinhardsteins Drama wurde Vorzing angeregt, denselben Gegenstand zu einer Festoper für die vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu bearbeiten; den Text schrieb der Schauspieler Neger unter Beihilfe des Komponisten und des Dichters Düringer. Ernst August Hagen ließ Hans Sachs in seiner Novellenammlung „Morica“ auftreten, die bei den Zeitgenossen reichen Beifall errang und noch vor wenig Jahren neu aufgelegt wurde. Nur eine Nebenrolle spielt der Nürnberger Poet in Roquettes Dichtung „Hans Haidekuckuck.“ Richard Wagner kannte, als er im Jahre 1845 an den ersten Entwurf der „Meistersinger“ ging, von den genannten Werken Deinhardsteins Stück, die Vorzingsche Oper und vermutlich auch Hagens „Morica.“ Wie groß die Bedeutung seines Musikdramas für das Nachleben des Hans Sachs ist, kann hier nicht erörtert werden, aber Eichler hätte es mit derselben liebevollen Sorgfalt, mit der er die Spuren seines Dichters in den frühern Jahrhunderten verfolgt, darstellen müssen. Seine Charakteristik der „Meistersinger“ ist zwar einwandfrei, entspricht aber durch ihre Kürze nicht dem Werte des Werkes. Spätere Hans-Sachs-Dramen von Martin Greif und D. Haupt verblaffen vor dem Glanze der Schöpfung Richard Wagners.

Werner Deetjen

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 64. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Juni 1905

Die Verlags-Handlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

G. HURELMAYER
BUCHBINDEEI
PAPIERHANDLUNG
SCHILLERSTR. 21